

Andreas Hartinger

18. Januar 2015 in St. Moritz

Kanzelrede für den Hochschulgottesdienst

Kinder heute – zwischen Freiheit und Grenzen

Lesungstext:

Denn alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Kindern macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater! So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; wir sind Erben Gottes und sind Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden. (Röm.8,14-17)

Kanzelrede:

Liebe Gemeinde,

es ist vermutlich leicht nachvollziehbar, beim Thema Schutz an Kinder zu denken, schon allein aufgrund der Tatsache, dass Menschenkinder lange Jahre ohne den entsprechenden Schutz nicht überleben können. Als ich dann – lange bevor ich mir ernsthaft Gedanken über diese Kanzelrede gemacht habe- gefragt wurde, welcher Titel denn auf die Ankündigung gedruckt werden sollte, wählte ich relativ spontan „Kinder heute – zwischen Freiheit und Grenzen“. Grundgedanke war zum einen, dass es gut passt, weil v.a. beim Blick auf die Grenzen der Schutzgedanke oft betont wird und zum anderen, dass dieses Thema auf jeden Fall genügend Fülle bietet.

Die Balance zwischen Freiheit und Grenzen kann sehr allgemein diskutiert werden, was in der Pädagogik auch schon lange geschieht. So schrieb z.B. bereits 1927 der für die Disziplin wichtige Pädagoge und Philosoph Theodor Litt in diesem Kontext ein Buch namens „Führen oder Wachsenlassen?“ mit dem Untertitel „Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems“.

Seit etwa den 1980er Jahren wurde dann auch in der Grundschulpädagogik viel darüber diskutiert, inwieweit die Veränderung von Kindheit Auswirkungen auf Schule und auf außerschulisches Lernen hat und haben sollte. Und auch hier werden bei den festgestellten Veränderungsprozessen immer wieder Aspekte von Freiheit (wie z.B. die deutlich liberaleren Erziehungsmethoden von Eltern im Vergleich zu früher) und Grenzen (z.B. im Schutz vor Gefahren des Straßenverkehrs oder beim Medienverhalten) diskutiert.

Ich möchte jetzt allerdings diese eher allgemeineren Diskussionen nicht weiter ausführen, sondern mich im Folgenden konkret auf Unterricht und Schule beziehen. Zum einen, weil es mein Forschungsfeld stärker betrifft und zum anderen in der Hoffnung, dass ich damit dann eine Metapher für den Abschluss dieser Kanzelrede hinbekomme. Konkret möchte ich über offenen Unterricht sprechen.

Es gibt sicherlich keine Studentin und keinen Studenten des Lehramts an Grundschule, die/der nicht in Vorlesungen und Seminaren über offenen Unterricht etwas gehört hat. In den anderen Schulformen wurde und wird es nicht ganz so intensiv diskutiert, doch inzwischen schreiben es sich sogar schon einige Gymnasien auf die Fahnen, Unterricht zu öffnen – und setzen es z.T. sogar auch schon um (wie z.B. in der Schule von Jakob, unserem Ältesten).

Dabei existieren verschiedene Vorschläge, wie man offenen Unterricht definieren kann. (Das Phänomen verschiedener Definitionen ist – nebenbei bemerkt – in der Erziehungswissenschaft nicht ganz unüblich.) Etwas vereinfacht kann man offenen Unterricht aber ganz gut damit beschreiben, dass Entscheidungen über zentrale Aspekte des Unterrichtsgeschehens in die Hände der Kinder gelegt werden. Das können Entscheidungen über die Inhalte des Unterrichts oder über die Methodik (wie z.B. die Zeiteinteilung oder die Sozialform) sein. Eine weitere Form der Öffnung von Unterricht ist die institutionelle Öffnung, wenn z.B. außerschulische Lernorte besucht werden oder Experten von außen in die Schule kommen. Bekannte Formen der Öffnung von Unterricht sind z.B. die Freie Arbeit, bei der Kinder selbst wählen, was sie in einer bestimmten Zeit bearbeiten wollen, die Wochenplanarbeit, bei der die Kinder sich selbst einteilen, wann sie bestimmte Aufgaben erledigen oder der Projektunterricht, bei dem im günstigen Fall gemeinsam und selbstbestimmt eine möglichst auch für die Gesellschaft relevante Thematik über einen längeren Zeitraum bearbeitet wird.

Zentrale Impulse für die Öffnung von Unterricht entstammen aus der Reformpädagogik. Vermutlich haben einige von Ihnen bei meiner Beschreibung dann auch an Montessori- Waldorf- oder Jenaplanschulen gedacht.

Die verschiedenen Begründungslinien für die Öffnung von Unterricht sind recht plausibel:

- 1) Die erste Argumentationslinie entstammt der Forschung zur Veränderung der Kindheit. Wenn man an die im Durchschnitt liberaleren Erziehungsvorstellungen der Eltern denkt, dann ist es nachvollziehbar, dass hier eine Passung auch in der Schule geschehen soll. (Der primäre Erziehungsauftrag liegt ja bei den Eltern.) Noch wichtiger aber ist ein anderes Argument: Die Hauptveränderung der Kindheit heute zu früher ist die, dass sie so uneinheitlich ist – meine Doktormutter Maria Fölling-Albers prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der „Diversifizierung von Kindheitsmustern“. Kinder kommen mit völlig unterschiedlichen Vorkenntnissen aber auch unterschiedlichen Vorstellungen und emotionalen Befindlichkeiten in die Schule. Und da ist es dann eben nicht mehr sinnvoll möglich, genau *einen* Unterricht für alle anzubieten, der sich – wie Christian Trapp es noch 1787 forderte – an den Mittelköpfen ausrichtet.

- 2) Daneben ist inzwischen sehr gut erforscht, dass das Empfinden von Autonomie eines der zentralen psychologischen Bedürfnisse des Menschen ist und dass es ohne dieses Empfinden von Autonomie nicht möglich ist, Interesse für ein Thema zu entwickeln. Dieses Interesse ist aber nicht nur günstig für ein echtes Verständnis von Lerninhalten sondern auch eine Grundvoraussetzung dafür, dass das in der Schule Gelernte auch außerhalb des Klassenzimmers von Bedeutung werden kann.
- 3) Und als drittes wird natürlich auch argumentiert, dass Schülerinnen und Schüler nur dann lernen werden, ihr eigenes Lernen in die Hand zu nehmen, wenn sie dies möglichst frühzeitig auch tun – gleiches gilt für die Erziehung zur Selbstständigkeit.

Nachdem zunächst vorrangig normativ über offenen Unterricht diskutiert wurde, wurden seit den 1980er Jahren dann auch vermehrt empirische Studien durchgeführt, um die Effektivität des offenen Unterrichts zu überprüfen. Inzwischen gibt es eine in der Grundaussage recht klare Befundlage dazu. Zusammengefasst kann man zunächst folgendes sagen:

- 1) Im Durchschnitt lernen die Kinder genauso viel wie im traditionellen Unterricht.
- 2) Die sozialen Fähigkeiten der Kinder sind im Durchschnitt etwas besser.
- 3) Gleiches gilt auch für Motivation, Interesse und Selbstwertgefühl.

Es gibt aber ein großes „Aber“! So hat sich gezeigt, dass im offenen Unterricht v.a. beim Lerngewinn der Kinder die Streuung zwischen den Klassen größer als im traditionellen Unterricht. Das bedeutet: Offener Unterricht ist immer wieder besonders erfolgreich, allerdings besteht auch die Gefahr, dass die Kinder hier besonders wenig lernen. Aus diesem Grund hat sich die Forschung zur Öffnung von Unterricht dann auch gewandelt. Der Kasseler Kollege Frank Lipowsky hat es so formuliert: „Auf die Mikroebene kommt es an.“. Er meint damit, dass nicht mehr die Frage „Offener Unterricht – ja oder nein“ zu diskutieren ist sondern die, *wie* die Öffnung von Unterricht umgesetzt wird.

Und auch hierzu gibt es inzwischen so viel empirische Evidenz, dass man folgendes gesichert sagen kann: Es ist wichtig, der Offenheit des Lernens in gewissen Grenzen zu steuern. (Einschränkend sei angemerkt, dass dies zumindest für Regelschulen gilt, besondere Ausnahmefälle wie etwa die Sudburyschulen oder Summerhill, in denen völlige Freiheit des Lernens herrscht, entziehen sich solcher empirischen Überprüfungen.)

Dabei wurden auch verschiedene Formen der Steuerung der Öffnung untersucht, die sich dann als bedeutsam erwiesen haben:

- 1) So zeigte sich z.B. in verschiedenen Studien die Wirksamkeit von Strukturierungsmaßnahmen. Diese können in verschiedenen Formen auftreten. (Bei Maria Montessori ist z.B. die so genannte „vorbereitete Umgebung“ von hoher Bedeutung, die den Kindern hilft, mit den entsprechenden Materialien frei zu arbeiten; Wochenpläne bieten eine Struktur für die Arbeitseinteilung; Portfolios zeigen Möglichkeiten auf, was noch zu lernen wäre und wie die eigene Leistung einzuschätzen ist; Signale können Beginn und Ende der Freien

Arbeit signalisieren und Gesprächsrunden können einerseits helfen, den eigenen Lernprozesse zu reflektieren oder von den anderen zu lernen.)

- 2) Eine zweite Herausforderung der Steuerung betrifft die Unterstützung bei der Wahl der Aufgaben. Viele Kinder – v.a. auch im Grundschulalter – benötigen hier eine Hilfe. Auch, wenn man jedem Kind grundsätzliche Lernwilligkeit und Anstrengungsbereitschaft unterstellen mag, so hat sich dennoch gezeigt, dass sich Kinder oft deutlich zu schwere oder zu leichte Aufgaben aussuchen. Dies gilt z.B. für Kinder, deren Handeln durch Furcht vor Misserfolg und nicht durch die Hoffnung auf Erfolg geprägt ist.
- 3) Und natürlich sind bestimmte Regeln eine dritte Form der Steuerung, um zu sichern, dass auch die anderen Kinder der Klasse die Möglichkeit haben, möglichst ungestört Lernen zu können.

Die zentrale Botschaft, die ich in diesem kurzen Aufriss zur Öffnung von Unterricht geben wollte, ist demnach: Es ist grundsätzlich für das Lernen der Kinder gut, wenn der Unterricht geöffnet ist und sie damit in Freiheit lernen können; damit diese Offenheit bzw. Freiheit des Lernens gut genutzt werden kann, sind allerdings gewisse Grenzen und Einschränkungen erforderlich. Diese Einschränkungen dienen dem Schutz der Kinder. Diesen Schutz zu geben, ist im Unterricht eine zentrale Aufgabe von Lehrerinnen und Lehrern – die große Kunst ist dabei, die Grenzen so zu ziehen, dass die grundsätzliche Freiheit des Lernens erhalten bleibt.

Ich möchte jetzt meinen fachlichen Bereich verlassen und einen Schwenk zum heutigen Lesungstext machen – wohl wissend, dass ich ab jetzt dilettiere. Dabei mag ich die Öffnung von Unterricht heute gerne als Metapher verwenden.

Zunächst möchte ich Kinder mit uns als Menschen oder – wie in der gendergerechten Übersetzung des Lesungstextes geschehen – und als Kinder Gottes parallel setzen. Und hier finden sich im Lesungstext einige Denkanstöße

- 1) Wir sind zur Freiheit bestimmt (und nicht zur Sklaverei).
- 2) Der Geist macht uns zu Kindern Gottes – und dieses Kindsein von uns Erwachsenen kann man vermutlich als vertrauenden Geist oder auch als Geist, der willig ist zu lernen und das auch nötig hat verstehen.
- 3) (Das wird dann im Text etwas später betont): Diese Freiheit Gottes bedeutet nicht, dass wir alles tun sollten, was in der Freiheit prinzipiell möglich ist.

Außerdem kann man das, was über das Lernen in der Schule gesagt wurde, in gewisser Weise auch auf das Leben allgemein übertragen (ja auch ganz im Sinne des frommen Wunsches, dass wir nicht für die Schule sondern fürs Leben lernen mögen):

Wir haben viel Freiheit in unserem Leben. Diese können wir nutzen, um Sinnvolles und wenig Sinnvolles, Hilfreiches oder Schädliches zu tun. Und dabei ist es sicherlich erforderlich, dass wir uns gewisse Grenzen setzen, um die Freiheit gut zu nutzen. Allerdings sind bei erwachsenen Menschen nur selten Lehrerinnen und Lehrer so präsent, dass wir uns darauf verlassen können, dass sie uns schützen. Und hier denke ich, dass wir mindestens drei Mög-

lichkeiten haben, die wir – vermutlich je nach persönlicher Strukturierung oder Orientierung im Glauben unterschiedlich gewichtet – nutzen können:

- 1) Wir können zum einen Gott bitten, dass er uns und unsere Lieben schützt. Und ich denke, wir erahnen vermutlich nur sehr unvollständig, wie oft wir schon geschützt worden sind und es noch werden.
- 2) Wir können uns zum zweiten selbst regelmäßig diesbezüglich reflektieren, wie gut wir in unserer Freiheit leben und inwieweit es für uns sinnvoll ist, uns selbst Grenzen aufzulegen.
- 3) Wir können uns zum dritten zudem auch aktiv bemühen, in der Gemeinschaft bzw. in den Gemeinschaften, in denen wir leben, die uns umgebenden Menschen zu schützen und zu begleiten. Solche Gemeinschaften sind zunächst sicherlich die Familie oder der Freundeskreis; ich denke aber auch, dass die religiöse Gemeinde dazu zu zählen ist. Und selbstverständlich kann auch die Universität als eine solche Gemeinschaft verstanden werden. Auch hier ist es nach meiner Einschätzung eine große Aufgabe, die Freiheit und die Grenzen gut auszubalancieren und sich gegenseitig darin zu unterstützen, sie gut zu nutzen. Und das gilt sowohl für das akademische Lernen an der Universität als auch für den darüber hinaus gehenden sozialen Umgang miteinander.